

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Allzu scharf schneid't nicht!

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Und der Christian mußte mit einem guten Gulden den Wurstkranz berappen, der auf so wunderbare Weise auch ihm entchwunden war.

Die Vertrauenswürdigkeit Földls habe er untergraben und den zweiten Silberzwanziger an sich bringen wollen — solches hat der Christian

Aber er war der Sohn und Erbe eines reichen Hofbauern, was ihm auf dem Dorfe, wo der Besitz von Geld und Gut nicht weniger als in der Stadt in die Waagschale der Wertschätzung fällt, doch immerhin ein gewisses Ansehen gab. Dazu besaß er eine Tatkraft, wie sie der erste Napoleon nicht besser hatte. Diese und seine kleinen, stets höhnisch oder unheimlich funkelnden Augen verschafften ihm im Orte den erwünschten Respekt.

Der einzige, der ihm nicht immer zu Willen war, war der Vater, ein im Gegensatz zum Sohne hochgewachsener Mann von würdigem Aussehen mit Silberhaaren, ein tüchtiger, dabei aber verständiger, seelenguter Bauer von altem Schrot und Korn, der die Meinung vertrat, daß alle und nicht nur der Bauer leben müßten, und dementprechend handelte.

Daß dieser Vater so lange lebte und das Heft, das er, der Heiner, so gern in Händen gehabt hätte, nicht loslassen wollte, wurmte den Sohn. Er murrte über die alten, zu keiner Arbeit mehr tauglichen Leute im allgemeinen und im besondern über den Vater, der mit seiner Weichherzigkeit die Dienstboten verwöhnte und verziehe und manches nutzlos verschenke.

Allzulaut durfte er freilich seinem Mißbehagen über des Vaters Regiment zu seinem großen Verdruße nicht Ausdruck geben; denn der Vater kannte sein Recht und ließ es sich von niemand, auch vom Sohne nicht, verkümmern. Das hatte der Heiner eines Tages, als er in seinem Geize über den Strang schlagen und eine alte Frau, die um etwas zu bitten kam, in seiner barschen Weise fortjagen wollte, zu seinem Schrecken erfahren.

„Heiner,“ hatte da der Vater gesagt, indem er sich mit zorngerötetem Gesicht in seiner ganzen Länge vor den Sohn hinstellte, „du läßt mir die Frau und überhaupt die armen Leute, die hier Sättigung verlangen, in Ruhe. Vorderhand bin ich noch Herr und Meister hier, und nicht du, und kann meine Sache geben, wem ich will; verstanden? Nicht alle Leute können Hofbauern sein. Aber auch die, die es nicht sind, müssen leben. Und ist auch dann und wann ein Empfänger unwürdig, in keinem Fall der Geber, der den guten Willen zum Helfen hat. Das Almosengeben macht nicht arm. Dagegen sind schon viele, die dem andern das Brot vom Munde wegnahmen, verlumpt, und es kann auch dir noch so gehen, falls du mit deiner Uebertriebenheit fortfährst.“

Damit hatte sich der Vater umgekehrt und hatte den Sohn wie einen gezüchtigten Schuljungen stehenlassen.

Und der Heiner, so wütend er auch war, mußte sich's gefallen lassen; denn der Vater, das wußte er, konnte, falls sich der Sohn aufjässig zeigte, den Hof der Schwester Marie



G. EWING M.

Und am andern Tag standen sie vor dem Ortsrichter.

redlicherweise eingestanden; und dabei hat er halt wieder einen „Stiefel“ gemacht von jenen, die nicht zum Anziehen waren.

Der brave Földl stand als Botengänger wieder im schönsten Lichte da. Aber dem Christian und dem Branntwein traute er nimmer.

Allzu scharf schneid't nicht!



Der Heiner, der einzige Sohn des reichen Hofbauern Walter, war mit seinem alten Vater schon lange nicht mehr recht zufrieden und verbitterte ihm das Leben durch ein ewiges Murren, Brummen und Mörgeln.

Dieser Heiner war ein kleines, schwächliches, völlig bartloses, aber sehr hitziges, auffälliges Männchen, das am Schaffen nie genug bekam und dessen Handlungen einzig und allein von Herrsch- und Habsucht geleitet waren.

Bei seiner Schwächlichkeit würde ihn trotz der hohen Kanonenstiefel und des breiten Schlapphutes, die er immer trug, niemand groß beachtet haben, so sehr er auch fluchte und wetterte.

Kahler Hinzender Bote für 1916.

verzeichnen, zu der er ohnehin eine größere Neigung hatte.

„Ich muß mich fügen,“ sagte er in sich hinein. „Aber wenn ich einmal Bauer bin — na, dann wird jedenfalls aus einem andern Loche ge-
piffen hier, und mit den Bettel-leuten, den Hausierern, Vaganten und den Huzel- und Huzel-
weibern mach' ich dann kurzen Prozeß!“ —

Und als der Tag, da der gute Vater dieses Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte, kam und der Heiner Bauer wurde, führte er sein Vorhaben auch schonungslos aus.

Mit den Hausierern und Bettlern — zu diesen zählte der Heiner alle armen, wenn auch noch so braven Leute — bekam er nichts zu tun, denn diese blieben, als sie von seiner Thronbesteigung Kenntnis erhielten, klugerweise weg und sagten zueinander: „Da gehen wir nicht mehr hin, denn der junge Narr ist am Ruder!“ —

Dafür machte der Heiner in Haus und Hof, in Stall und



„Heiner,“ hatte der Vater gesagt, „du läßt mir die armen Leute in Ruhe.“

Scheune, unter seinen Dienstboten Ordnung, wie er sagte. Die ganze Wirtschaft wurde von Grund aus geändert, so, als ob der Vater, der gute, alles verkehrt gemacht hätte. So trefflich er aber das Regieren auch verstand, und eine so große Meinung er auch von sich und seinem Können und Wissen hatte, das sah er doch ein, daß er ohne Bäuerin nicht in der gewünschten Weise vorwärtskommen könne; denn die Madlene, eine Base von ihm, die das Hauswesen führte, war zwar fleißig und tüchtig, aber eigensinnig wie ein alter Esel und hatte vor ihm, dem Bauern, den doch alle fürchten sollten, nicht die mindeste Angst. Im Gegenteil, es kam nicht selten vor, daß sie ihm ganz ohne Schen ins Gesicht lachte.

Darum, aber auch nur darum bewarb sich der Walterheiner um des Schweizerbauern Christine, eine hübsche, stattliche Person.

So rasch und freudig, wie der Heiner es sich vorgestellt, ging die Christine aber nicht auf seine Pläne ein. Sie kannte den kleinen Mann mit allen seinen Tugenden und Untugenden und daß der Mängel mehr waren als der Vorzüge.

„Ich danke für den ehrenvollen Antrag, Heiner,“ sagte sie zu ihm, als er ohne alle Einleitung sie zur Frau begehrte, „aber das Heiraten

ist eine so ernste Sache, daß es wohl überlegt sein muß. Laß mir also noch eine Weile Bedenkzeit.“

Bedenkzeit! Um ihn, den reichen Walterbauern zu heiraten. Das Weibsbild mußte nicht recht bei Trost sein, dachte Heiner. Aber solange sie noch frei war, hatte er auch keine Macht über sie. Es stand in ihrem Belieben, zu tun, wie sie wollte.

„Meinetwegen,“ entgegnete er daher, „vierzehn Tage will ich dir noch geben. Aber dann, Christine, mußt dich ausbehalten haben; denn daß ich vor einem Weibsbild auf die Knie niederfalle wie die einfältigen Stadtpoppel, nein, das gibt's nicht.“

Wäre die Christine allein gewesen, hätte sie ohne Rücksicht auf andere nur ihrem innersten Empfinden folgen können, sie hätte einer Bedenkzeit nicht bedurft. Sie hätte ihm sofort endgültigen Bescheid geben können, aber freilich einen abschlägigen.

Aber ihre Eltern, das wußte sie, wünschten diese Verbindung, wenn auch nicht gerade des Heiners, so doch seiner schönen Güter wegen.

„Du nimmst ihn, Christine,“ hatte der Vater schon vor Wochen gesagt, „du nimmst ihn, falls er, wie es den Anschein hat, dir einen Antrag machen sollt! Ich geb's ja zu, daß er die feinste Lebensart nicht hat, und Gemüt wird auch nicht viel bei ihm zu finden sein. Aber er hat Haus und Hof und dazu noch hübsch Geld, und um des warmen Nestes willen übersieht man die ruppigen Federn, die der Vogel hat, der darin sitzt. Du wirst durch diese Heirat auf jeden Fall eine wohlversorgte und angesehene Bäuerin. Das ist die Hauptfach'. Was des Heiners Rauheiten betrifft, so werden sie dir, wie ich denke, nicht groß weh tun. Du bist ja einen ganzen Kopf größer als der Knirps, und hast ihn daher nichts weniger als zu fürchten.“ —

Auf solche und ähnliche Vorhaltungen ihres Vaters und anderer Angehörigen hin entschloß sich die Christine endlich zu dem schweren Schritte, von dem sie sich des Glückes so wenig versprach.

Auf der Hochzeit ging es zwar hoch und prächtig her. Kälber, Schweine und Schafe mußten zur Erhöhung der Feier das Leben lassen. Der Wein floß in Strömen und ganze Berge von Kuchen wurden verzehrt; denn wenn es zu prohen und den reichen Bauern zu zeigen galt, hielt der Heiner die Hand nie auf der Tasche. Und weil er an diesem Tage sich so ziemlich wie andere Menschen betrug, wiegte sich die junge Frau schon in der angenehmen Hoffnung, daß er am Ende doch gar so schlimm nicht sei und durch etwas Liebe und Güte noch genießbar gemacht werden könnte.

Aber gar bald mußte sie erleben, daß an

ihrem jungen Eheherrn in bezug auf Besserung seines Benehmens Hopfen und Malz verloren seien; denn schon am zweiten Tage nach der Hochzeit gab er ihr eine Probe seines wahren Wesens zum besten, die alles, was sie befürchtet hatte, noch weit übertraf.

Als Tochter vermöglicher Eltern hatte die junge Frau natürlich auch eine hübsche Ausstattung gebracht, und da waren es ganz besonders die schönen Betten, die ihr Freude machten. Der Bauer aber, der sein Leben lang auf einem Strohsack geschlafen hatte, war jedem Luxus, als den er solche Betten ansah, abhold und sagte zu seiner jungen Frau: „Die neumodischen Nester, Christine, passen mir nicht; die hättest schon daheim lassen können. In solchen Herrennestern zu liegen, bin ich nicht gewohnt. Drum ist es das beste, du bringst die Matratzen hinauf auf den Speicher und bringst Strohsäcke herein, wie sie für ein Bauernhaus passen.“

Als die Christine ihm entgegnete, daß man an die Matratzen sich sehr leicht gewöhne, und daß sie schon in bezug auf Reinlichkeit den Vorzug vor den Strohsäcken hätten, entgegnete er barsch: „Ist mir gleich, ich will meinen Strohsack haben, und damit du ihn ausschütteln sollst, eben deswegen hab' ich dich genommen. Zum Faulenzen brauch' ich keine Bäuerin.“

Der guten Christine wurde es schwarz vor den Augen ob dieser Rücksichtslosigkeit und Eigensinnigkeit ihres Mannes.

„Alle ordentlichen Leute,“ sagte sie, „haben heutzutage Matratzen, und würden es einem mit Recht übelnehmen, wenn man sie deswegen für Faulenzen ansehen wollte.“

„Andre Leute,“ entgegnete der Bauer, „können tun, was sie wollen, meinethwegen auf Samt und Seide liegen. Hier aber bin ich der Herr, und weil ich keine Matratze will, muß sie eben raus! Punktum!“

Die junge Frau wollte den Frieden. Und so unsinnig das Verlangen des Mannes auch war, sie tat nach seinem Wunsche. Sie brachte die teuren Koffhaarmatratzen auf den Speicher und füllte die polierten Bettstellen mit Strohsäcken.

Aber der Dank, den sie dafür bei ihrem Manne erntete, war nicht groß; denn als sie ihm zum Vesper mit dem besten Willen einen Schoppen Wein und zum Brot ein Stück Speck vorsetzte, schaute er sie wild an und sagte: „Was fällt dir ein? Den Speck kannst selber essen, wenn du Lust hast. Ich bin kein Knecht, daß ich mir von der Bäuerin den Speck vorschnneiden laß! Den hol' ich mir schon selber, verstanden?“

Als die Bäuerin ihm vorhielt, daß sie es nur gut gemeint habe, sagte er grob: „Ist mir einerlei, wie du es gemeint hast. Ich laß' mir einfach den Speck nicht vorschnneiden!“

Auf solche Kleinliche, einfältige Weise quälte der Mann seine junge Frau, mit der im Frie-

den zu leben ihm doch in jeder Hinsicht nur nützlich gewesen wäre.

Die Christine vergoß erst bittere Tränen. Als aber diese und alle ihre Bitten und Vorstellungen bei ihrem eigenmächtig in beschränktem Größenwahn dahinlebenden Manne nichts fruchteten, da wurde das Weiche in ihr hart und sie erinnerte sich der Worte ihres Vaters: „Du wirst dich doch vor dem Knirps nicht fürchten.“ Sie kehrte die weniger angenehme Seite ihres Wesens heraus und versuchte mit Trotz, was ihr mit Güte zu erreichen nicht möglich gewesen war.

Aber damit kam sie bei ihrem kleinen Manne übel an. Der fluchte und wettete, daß die Balken unter dem Dachfirst sich bogen. „Das fehlte mir noch,“ sagte er bei solchen Anlässen, „daß ich mir von der Bäuerin trozen ließe! Ich bin der Bauer und darum auch Herr im Haus, verstanden?“

Und nicht aus Furcht vor ihm, sondern zur Verhütung von Streit tat die Bäuerin nun, was der Bauer wollte, gleichviel, ob seine Anordnungen vernünftig, klug oder unsinnig waren. Sie hatte keine Freude mehr am Geschäft, und die Folgen ihres und seines Tuns ließen sie bald völlig gleichgültig.

Eines Tages aber, es war im siebten Monat ihres unseligen Ehestandes, lief ihr die Galle doch über, und der längst gesprungene Krug kam völlig zum Brechen.

Droben in Winterdingen, einem Nachbarort, war die Köhlewirtin, eine Verwandte der Walterbäuerin, plötzlich und in noch jungen Jahren gestorben. Natürlich wollte und mußte ihr die Bäuerin das letzte Geleit geben.

„Und welchen Weg gehst du?“ fragte sie der Bauer, als sie sich richtete und zum Leichenbegängnis anzog.

„Natürlich geh' ich hinauf zum Köhle, wie andre Leute auch,“ entgegnete die Bäuerin.

„Nein, du wartest unten im Dorf, bis die Leich' kommt, dann kannst du dich dem Zuge anschließen,“ sagte der Bauer in Ton und Haltung eines kommandierenden Generals. „Es ist nicht nötig, daß du in der Welt herumstreichst und für die Kay' den weiten Weg machst.“

„Das kann dir doch gleichgültig sein,“ entgegnete die Bäuerin gereizt, „ich muß ja den Weg laufen und nicht du,“ und damit ging sie fort ohne Abschied und richtig auf der Straße, die hinauf zum Köhle führte.

Eine solche Widerpenstigkeit! Nein, das ertrug der herrschgewohnte Bauer nicht. Er eilte ihr zornbebend nach, riß ihr die goldgestickte Staatshaube vom Kopf und sagte: „So, jetzt bleibst ganz daheim, du eigenmächtig, nichtsnutziges Ding. Augenblicklich kehrst um! Verstanden?“

Wenn ihr der Bauer eine derbe Ohrfeige gegeben hätte, wer weiß, sie hätte es am Ende

noch ertragen. Aber die Staatshaube vom Kopf reißen, die Staatshaube, auf die sie nicht weniger stolz war als die Königin auf ihre Krone — nein, das ertrug die Bäuerin nicht.

Zum zweitenmal erinnerte sie sich der Worte ihres Vaters: „Du wirst dich doch vor dem



Er riß ihr die goldgestickte Staatshaube vom Kopf und sagte: „So, jetzt bleibst ganz daheim!“

Knirps nicht fürchten!“ Und in diesem Augenblick, wo alles in ihr kochte, fürchtete sie ihn weniger als je. Sie gab dem kleinen Mann einen Stoß vor die Brust, daß er weit von ihr ab taumelte, und sagte: „Daß du mir nicht mehr an den Leib kommst, Tropf, elender, oder ich erwürg' dich. Glaubst, ich sei eine Scherenschleiferin, daß ich mich wie eine Sklavin von dir behandeln lassen müßt? Ich geh' heim, aber dahin, wo ich herkommen bin. Ich hab' mein Leben nicht gestohlen, daß ich mir's von einem Narren verbittern und verelenden laß!“

Damit ließ sie den völlig erstarrten und sprachlos ihr nachschauenden Bauern stehen und ging mit der zerzausten Staatshaube heim zu ihren Eltern, wo sie einige Wochen später einem hübschen Bübchen das Leben gab.

„Sie kann bleiben, wo sie will,“ sagte der Bauer, nachdem er sich von seinem Schrecken erholt hatte, wieder ganz in seinem Elemente war und mit der Obermagd haufte, „aber der Bub gehört mir und sie muß ihn herausgeben.“ Und da die Christine sich zur Herausgabe des Kindes nicht bequemen wollte, beschritt er sofort den Weg der Klage, der ihn den bestehenden Gesetzen nach zweifellos auch zum Ziel geführt haben würde. Allein es trat ein Ereignis ein, das die Fortsetzung des Prozesses unnötig machte.

Am Abend eines schwülen Sommertages saßen der Bauer und der Sepp, ein älterer Mann, der schon seit vielen Jahren auf dem Hofe als Oberknecht diente, auf der Bank vor dem Hause, um die am kommenden Tage vorzunehmenden Geschäfte zu besprechen und die kühle Abendluft wohlthätig auf sich einwirken zu lassen.

Da kam des Weges wankenden Schritts ein junger Mann, der seine geringen Habseligkeiten, vielleicht ein altes Hemd und ein paar schmutzige Socken, in einem rotgetupften Taschentuch trug und in dem ledergelben, eingefallenen Gesicht das Gepräge des vollkommensten Elendes wies. Der bat den Bauern in schwacher, kaum vernehmbarer Stimme um eine Nachtherberge, weil er infolge seiner Schwäche und Ermüdung nicht mehr gut weiterkomme.

„Wenn du eine Nachtherberge brauchst,“ sagte der Bauer, der alle armen Leute duzen zu dürfen glaubte, schroff und barsch, „dann ist drunten im Dorf das Wirtshaus, wo du um Geld ein Nachtlager und auch zu essen und zu trinken bekommst. Und hast du kein Geld, nun, die Nacht ist ja nicht kalt und du kannst unter einen Baum liegen, wie du es tagsüber wahrscheinlich getan hast. Das fehlte mir noch, daß ich die Tagdiebe, die in der Welt herumlungern und nichts schaffen, füttern und herbergen müßt. Schaff, wie wir auch schaffen müssen, dann hast du zu essen und jeden Abend dein Bett!“

Er würde ja gern arbeiten, entgegnete fast weinend der Mann, wenn er nur irgendwo ankommen könnte. Aber schon seit sieben Wochen bewerbe er sich erfolglos um Arbeit. Er sei Zigarrenmacher, und die Unternehmer könnten wegen Mangels an Bestellungen zurzeit nicht nur keine Arbeiter einstellen, sondern müßten noch die vorhandenen entlassen. Eine schwere Arbeit habe er noch nie verrichtet, und bei seinem jetzigen Zustand wäre er zu einer solchen schon ganz und gar untauglich.

„Geschieht dem Fabrikervolk ganz recht,“ sagte der Bauer, „wenn ihm das Wasser zeitweise in den Mund lauft. Alles will heut in die Stadt und den Herrn und die Dame spielen. Bei den Bauern, wo sie Arbeit und Brot hätten, paßt es ihnen nicht. Kommen sie aber an den Hag an mit ihren Kenntnissen und Windbeutelereien, dann wären wir Bauern recht. Unser Brot würden sie essen. Aber schneiden und Garben binden — nein, das wollen sie nicht. Nein, Bürschle,“ schloß er, mit der Hand den jungen Mann unbarmherzig abweisend, „nein, von deiner Gattung behalt' ich keinen.“



Da kam des Weges wankenden Schritts ein junger Mann.

Traurig ging der junge Mann nach dem Dorfe hin, um dort zu suchen, was ihm hier auf dem Hofe so unbarmherzig versagt war. Der Sepp aber, der Oberknecht, der ihm mit-leidig nachsah, sagte zum Bauern: „Hättest den armen Teufel auch behalten können, Heiner. Die Scheuer wär' nicht eingestürzt, wenn er auf einem Bund Stroh über Nacht sich ausgeruht hätte.“

„So, du meinst, ich hätt' ihn behalten können?“ sagte der Bauer, über Sepps Vorhalt gereizt. „Freilich hätt' ich ihn behalten können und noch zehn andere dazu. Aber ich will nicht, Sepp, ich will nicht. Die Leute sollen bei den Bauern bleiben, dann haben sie Arbeit und Brot. Aber das Paß will lieber in die Stadt, weil es dort mehr Gelegenheit und Spielraum zur Niederlichkeit hat und nicht schaffen muß. Tagelöhne sind's, alle, die in die Fabrik laufen, und es kann mich nur freuen, wenn sie zu-weißen in eine Lag' kommen, wo sie den Hosens-riemen enger schnallen müssen.“

„Du schwäwest, wie du es verstehst, Heiner. Aber du verstehst nicht viel von der Welt und ihrem Lauf. Du bist einer von den besten Bauern hier im Tal, soweit Geld und Gut in Betracht kommen. Aber trotzdem kömtest sogar im Hochsommer höchstens zwei bis drei Arbeiter mehr beschäftigen, als du zurzeit hast. Im Winter aber hast an uns zuviel. So ist's auch bei den andern Bauern. Aber gesetzt, es könnten auch noch Zehntausende bei den Bauern unter-kommen, die in den Fabriken beschäftigten Leute zählen nach Millionen. Wo wollte man mit ihnen hin, wenn es die von dir so gering geschätzten Fabriken nicht gäbe?“

„Das ist ja eben das Traurige,“ sagte der Bauer, „daß das Gesindel, das nichts zu beißen und zu nagen hat, noch heiraten und einen Haufen Kinder in die Welt setzen darf, die wir Bauern dann erhalten müssen, bei Gott!“

„Nicht so hitzig, Heiner, und auch nicht so ungerecht; denn allzu scharf schneid't nicht,“ sagte der Sepp. „Und ein Unrecht ist's, wenn du alle in den Fabriken beschäftigten armen Men-schen zum Gesindel rechnest. Die meisten sind fleißige Arbeiter, und wie die Bauern haben auch sie ihre guten und schwachen Seiten. Die meisten gehen auch nicht in die Fabrik, weil es ihnen ein besonderes Vergnügen macht, sondern weil sie von Jugend auf darauf angewiesen waren. Wie der Bauernsohn ein Bauer, so wird der Sohn eines Fabrikarbeiters eben wieder Arbeiter, weil ihm die Mittel, einen andern, ihm vielleicht mehr zusagenden Beruf zu ergreifen, in der Regel fehlen. Und daß die Bauern diese Leute erhalten müssen, davon kann schon gar keine Rede sein. Im Gegenteil hat von der Zunahme der Arbeiterbevölkerung kein Stand einen größeren Nutzen, als gerade der Bauer.“

Wenn es keine Stadtleut' gäbe, wo wolltest du mit dem Ueberfluß deiner landwirtschaftlichen Produkte hin? Einer braucht den andern, der Arbeiter den Bauern, und dieser den Arbeiter. Drum ist es eine Torheit, wenn einer sich über den andern erheben will. Auch bist du sehr im Irrtum, Heiner, wenn du meinst, daß sie in der Stadt nicht arbeiten müßten. Es gibt dort Geschäfte, die viel anstrengender und aufreibender als das Bauerngeschäft sind. Jedenfalls ist es kein Vergnügen, den ganzen Tag am gli-henden Ofen in der Knopffabrik zu stehen. Unter allen Umständen ist ein reicher Bauer, wie du einer bist, hundertmal besser dran als ein armer Arbeiter, der bei aller Müß' und Arbeit von der Hand in den Mund lebt und jeden Tag sein Brot verlieren kann. Man muß leben und leben lassen, Heiner, und nicht alles übers Knie abbrechen wollen; denn allzu scharf schneid't nicht.“

„Allzu stumpf aber auch nicht,“ sagte hämisch lachend der Bauer.

„Drum gibt's ein Sprichwort, es heißt: zu wenig und zu viel verderben jedes Spiel.“ Man muß immer den Mittelweg gehen, Heiner, dann trifft man das Richtige. Alles Uebertriebene ist vom Uebel. Und ob du auch drüber lachst, ich bleib' dabei: allzu scharf schneid't nicht.“

„Und wenn der Pfarrer stirbt,“ sagte der Bauer, „dann mußt du dich um sein Amt be-werben; denn das Predigen und Litaneien verstehst du aus dem Fundament.“

„Wenigstens weiß ich, daß sich die Welt nicht einzig deines Hofes wegen dreht. Du aber scheinst es nicht zu wissen. Drum muß man dich dran erinnern. Was hast du doch für ver-worrene Ansichten und glaubst überhaupt, daß nur der Bauer ein Mensch sei? Alles andere ist in deinen Augen Gesindel. Wirst aber, wenn du in dieser Meinung beharrst und in deiner Uebertriebenheit fortmachst, noch oft die Nase anrennen.“

„Und wenn ich sie noch hundertmal anrenne,“ schrie der über diese Rede aufs äußerste erbohte Bauer, „dann geht es dich nichts an. Du hast mir nichts zu befehlen, aber ich dir! Verstanden?“

„Aber nur so lange mir's beliebt, hast du mir zu befehlen,“ entgegnete Sepp ruhig. „Das Herrenleben, das man bei dir hat, findet man anderswo auch, und nicht etwa die Neigung zu dir, nein! die Anhänglichkeit an den Hof, auf dem ich unter deinem vernünftigen Vater fünf-zehn Jahre diente, hat mich bisher noch fest-gehalten.“

„Ich paß' dir also nicht?“ fragte der Bauer. „Dann kannst ja gehen. Wie du einen andern Meister kriegst, so werd' ich auch einen andern Knecht finden.“

„Heut,“ sagte Sepp, „hab' ich auf dem Hof geschafft, hab' also noch das verdiente Recht

zum Uebernachten. Aber morgen früh geh' ich bestimmt. Und ebenso bestimmt weiß ich, daß ich eher wieder einen Meister hab', als du einen Knecht hast; denn du bist schon so bekannt, daß du einen richtigen gar nicht mehr bekommst."

"Jetzt hast du aber Zeit, Sepp, daß du mir aus den Augen kommst, oder es gibt was," schrie der Bauer wütend, indem er sich von der Bank erhob und seine geballten Fäuste zeigte.

"Heinerle," sagte Sepp höhniisch, "mach dich nicht lächerlich. Du wirst wissen, daß ich einen Sack Korn auf der rechten und den zweiten auf der linken Schulter trage, während du nicht einen zwingst."

Damit ging er ruhig und gelassen, als ob für ihn kein Heiner mehr auf der Welt sei, hinauf in seine Kammer.

Der Bauer aber ging hinein in seine Stube, in der er noch lange wie ein gefesselttes Tier wütete. Der Sepp hatte ihn schwer beleidigt; denn er hatte seinem Größenwahn einen empfindlichen Dämpfer aufgesetzt. Und dennoch bedauerte er, daß er den Beleidiger, diesen Sepp, verlieren sollte; denn so wütend er auch über ihn war, er konnte sich doch nicht verhehlen, daß er einen solchen Knecht nicht so bald wieder bekäme. Der war ein fleißiger, nüchtern

Er verlor diesen Sepp ungern, aber zeigen durfte er es ihm nicht. Das litt sein Stolz nicht. Er, der Walterbauer, und einen Knecht umzubleiben bitten! So was war nicht auszu-denken.

"Sepp," sagte er drum am andern Morgen, "wenn du deine Sache gepackt hast, kommst



Dort fand ihn die Madlene; aber er war nicht mehr lebend.



"Heinerle," sagte Sepp höhniisch, "mach dich nicht lächerlich."

Mann. Er kannte den Hof und dessen Geschäfte wie seine Hosentasche; er war bei den andern Dienstboten sehr beliebt, er hatte sie völlig in der Hand und wußte sie ganz nach seinem Willen zu lenken und zu leiten. Und dieser Sepp wollte nun fort, mitten in der Ernte, wo er ihn am notwendigsten gebraucht hätte! —

dann in die Stube und holst deinen Lohn, der noch aussteht."

"Wenn der Sepp geht, gehen wir auch," sagten die andern wie aus einem Munde. "Ihm zulieb sind wir allein noch geblieben."

"Zum Teufel auch!" schrie der Bauer, "was fällt euch ein? Glaubt ihr, ihr könnt nur so fortlaufen wie das Schaf aus dem Stall? Erst müßt ihr kündigen und die Kündigungsfrist überaushalten, oder ihr bekommt keinen Pfennig Lohn!" —

"Wenn du dem Sepp, der fünfzehn Jahr' auf dem Hof war, nicht zu kündigen brauchst, dann sind wir auch nicht dazu verpflichtet," sagten die Leute. "Und ob du uns den Lohn geben mußt oder nicht, das machen wir an einer andern Stell' aus. Heut gehen wir!"

Und sie gingen — gingen mitten in der Erntezeit, in welcher der Bauer andere Leute schwerlich bekommen konnte.

Der Bauer aber tobte in ohnmächtiger Wut. Er verfluchte und wünschte den armen Handwerksburschen, der an allem schuld sei, in den hintersten Winkel der Hölle. Und weil er Menschen, an denen er den Zorn hätte auslassen können — an die Madlene in der Küche wagte er sich nicht —, nicht mehr befaß, maltratierte er in den Ställen das unvernünftige Vieh. Der Hengst aber, dem er auch mit der Rotschaukel übel tat, verstand den Spaß schlecht, er schlug hinten aus, daß der rabiate Bauer wie eine Mücke

zuerst an die Wand und von da auf das harte Pflaster des Stalles flog.

Dort fand ihn die Madlene, die zum Melken gekommen war; aber er war nicht mehr lebend. Der Hengst hatte ihn gut getroffen.

Die Verwandtschaft des Bauern war groß, und der Leute, die ihm das letzte Geleit gaben, waren es daher auch viele. Aber großes Leid trug niemand um ihn. Denn „er war zu übertrieben,“ sagten sie, und „allzu scharf schneid't nicht,“ fügte der Sepp, der Oberknecht, bei, der mit der Bäuerin und ihrem Kinde nun wieder einzog auf dem Hofe, wo er von dem Bauern fortgewiesen worden war.

Von Haus aus eine gute und verständige Person, waltete sie ihres Amtes mit Güte und Milde. Es dauerte auch gar nicht lange, so hatte sie ihre Dienstboten so weit, daß sie für die Bäuerin, wo es nötig gewesen wäre, durchs Feuer gingen.

Alle Versuche aber, sie wieder zu verheiraten, blieben erfolglos. „Ich will mir die Haube nicht zum zweitenmal vom Kopf reißen lassen,“ gab sie allen jenen, die sie wieder ins Ehejoch einzuspannen versuchten, zum Bescheid.

löschen zu müssen, erkranken fast ausnahmslos und sterben, wenn sie längere Zeit darauf angewiesen bleiben.

Das Jahr, in dem wir unsere Jagdstreiferei unternahmen, war ein außergewöhnlich regenreiches gewesen, der Boden von Flüssigkeit durchtränkt wie ein vollgeogener Schwamm und gutes Trinkwasser durch Graben im Sande felsgründiger Vertiefungen leicht erhältlich. Eine sehr ergiebige Wasseransammlung hatten wir in der Nachbarschaft der „Bitteren Brunnen“ entdeckt und beschloßen, in der von Wild wimmelnden Gegend uns eine Weile niederzulassen.

Am Morgen nach der ersten in diesem Lager zugebrachten Nacht schulterte ich die Büchse und begab mich mit zwei Kaffern nach einem etwa zehn Kilometer entfernten Mimosenhain, wo ich Giraffen zu finden hoffte. Meine beiden weißen Kameraden waren nach anderen Richtungen hin ausgezogen. Gegen Mittag trat ich in den Schatten der Bäume und war nicht wenig überrascht, dort auf menschliche Fußspuren zu stoßen, deren durch Sandalen bewirkte Eindrücke zu lang und zu tief waren, um von Buschmännern herrühren zu können.

Die Verfolgung der Fährte brachte uns zu einer aus Reisig und Tierhäuten hergestellten, auf einer Seite ganz offenen Hütte, in der auf Schakalfellen ein Mann ruhte, den Kopf auf den linken Arm gestützt. Er war nackt bis auf einen Lendenschurz, seine Haut rauh und gebräunt, aber unverkennbar war er ein Kaukasier. Das über den Nacken hängende graue Haar, der über die halbe Brust wallende weiße Bart, die hohe Stirn, die scharfgeschnittene Nase und blaue, unter buschigen Brauen scharf blickende Augen bezeugten es.

Meine schwarzen Begleiter stießen Schreckensrufe aus, machten schleunigst kehrt und versteckten sich hinter einem Busch. Ich trat näher und begrüßte den Unbekannten.

„Wer sind Sie?“ fragte ich auf holländisch. „Einer, der Sie nie belästigen wird, wie Sie ihn belästigen durch Ihre Gegenwart!“

Wie gebannt durch den Blick des Mannes stand ich da, und nur mit Aufbietung aller Willenskraft vermochte ich, mich abzuwenden und meine Augen umherzschweifen zu lassen. In der dürftigen Hütte war nicht viel zu sehen: eine Anzahl Stäbe mit eingeschnittenen Kerben, ein Buschmannbogen und ein Köcher voll Pfeile, eine Art Rucksack, ein halbes Duzend Straußeneier mit hölzernen Zäpfchen an den spitzen Enden, Tierfelle und auf einem gegabelten, in den Boden gestoßenen Stock ein Klumpen rohes Fleisch.

Das Schweigen wurde bedrückend. Der Mann schaute mich noch immer unverwandt an, und in mir regte sich der Verdacht, einem Irrsinnigen gegenüber zu stehen. Ich erwog die Aussichten eines möglichen Handgemenges und fand sie nicht

Selbstverbannt.

Eine Geschichte aus
Südafrika.

Von A. Theinert.



ie Wagen hatten wir in einer Ansiedlung im Khamalande zurückgelassen und unsern Troß, leichterer Beweglichkeit halber, auf sechs Kaffern und drei Packochsen beschränkt. Das von uns drei jungen Männern, einem Kapburen, einem Schweden und mir, durchquerte Gebiet war damals nur wenig erforscht, Kartenblätter unvollständig und unzuverlässig.

Nach dreiwöchigem Hin- und Herwandern erreichten wir Andersons Vley. Von dort, fünf Tagemärsche nordwärts, liegen in einer stark alkalihaltigen Bodenmulde die „Bitteren Brunnen“, eine Gruppe kleiner Tümpel, die auch bei langer Regenlosigkeit nie gänzlich austrocknen, deren bräunliches, übelriechendes Wasser aber ohne gesundheitsgefährdende Folgen nur von den in der Kalahari herumziehenden Buschmännern und den in der Wüste heimischen wilden Tieren getrunken wird. Kaffern und Weiße, Kinder und Pferde, die in die Notlage kommen, mit dem Wasser dieser Tümpel den sie quälenden Durst